

**Fünftes**  
**philosophisch-literarisches Symposium**

**GLÜCK: ODER DIE FRAGE  
NACH DEM GUTEN LEBEN**

Einführende Überlegungen

In der Reihe des Bisherigen:

*Friedrich Nietzsche trifft Friedrich Nietzsche*  
*Emil Cioran trifft Ingeborg Bachmann*  
*Arthur Schopenhauer trifft Thomas Bernhard*  
*Camus, Carnap, Marx und Kant treffen Kästner, Precht und Lessing*

Was ist Glück? Wonach streben Menschen, die das Glück suchen? Wann sind wir glücklich? Lässt sich das Glück finden oder herstellen? Macht Geld glücklich? Oder Sex? Oder Arbeit? Oder der Müßiggang? Oder ist Glück eine Sache des Zufalls? Gewinnt man das Glück wirklich im Glücksspiel? Und was bedeutet es, in diesem Leben einfach kein Glück zu haben? Und wer ist für unser Glück zuständig? Ist jeder wirklich seines Glückes Schmied, oder hat die Politik unser Glück zu garantieren? Vielleicht muss man Glück aber auch erst lernen, und bleibt ohne Besuch des Schulfaches "Glück" lebenslang ein glücksferner Mensch? In säkularen Gesellschaften, in denen die Menschen ihr Leben selbst bestimmen müssen, rangiert das Glück in der Skala möglicher Lebensziele ganz oben. Seit der Antike wird darüber nachgedacht, wie dieses höchste Gut, an dem sich unser Leben orientieren soll, erkennbar und lebbar ist [...].

Die Philosophie selbst hat ein gespaltenes Verhältnis zum Glück. Wohl wird seit Aristoteles vom Glück als höchstem Gut gesprochen, wird seit Epikur und den Stoikern darüber nachgedacht, wie ein glückliches Leben aussehen müsste, wird im Utilitarismus der modernen Zeiten das Glück der Vielen zum Maßstab für eine gelingende Moral und das Glücksversprechen zum Motor für rasante ökonomische und soziale Veränderungen, aber dass der Mensch womöglich gar nicht zur Glückseligkeit bestimmt sei, ist ein Verdacht, der nicht nur Kant und Schopenhauer gekommen war. Und je höher die Ansprüche an das Glück geschraubt werden, desto größer auch die Enttäuschungen und Frustrationen, wenn dieses Glück sich nicht einstellen will. Die Ungerechtigkeiten des Lebens, die ungleiche Verteilung von Lebenschancen, Lebenserwartungen und Gesundheit, von ökonomischen, emotionalen und geistigen Ressourcen wirken dann auch als Affront gegen die umfassenden Glückserwartungen der Moderne.<sup>1</sup>

Aristoteles schreibt in seiner *Metaphysik*: „Alle Menschen streben von Natur [...] nach Wissen“<sup>2</sup>. Das beweist die Freude an den Sinneswahrnehmungen.<sup>3</sup> Doch ganz offensichtlich ist das Streben nach Wissen nicht das einzige, wonach wir streben. Wir streben bald nach diesem, bald nach jenem und bald wieder nach etwas anderem und so ist unser Streben ein Kaleidoskop unserer persönlichen Neigungen und Zielvorstellungen, der politischen und religiösen Einstellungen, des sozialen Umfeldes und der Erziehung oder schlicht und ergreifend eine Naturkonstante; vielleicht aber auch ein Zusammenspiel all dieser Einflüsse. Nichtsdestoweniger zeigt sich nach Aristoteles, in diesem Besonderen, das Allgemeine: denn alles Streben, und zwar unabhängig vom genauen Grund oder der Ursache dieses Strebens, ist letztlich ein Streben nach Glück. Denn anders als das Wissen und überhaupt alle Güter, so liest man in der *Nikomachischen Ethik*, seiner berühmten Tugendlehre, ist das Glück, oder besser gesagt, ist die Glückseligkeit, das höchste Gut, das Endziel allen Strebens, das einzige nämlich welches, selbstgenügsam, nicht um irgendeines Zweckes wegen, sondern nur seiner selbst wegen angestrebt wird.<sup>4</sup> Doch damit nicht genug ist die Glückseligkeit nach Aristoteles nicht etwa nur ein besonderer körperlicher Zustand, also nicht bloß ein Zustand des

---

<sup>1</sup> Liessmann, Konrad Paul: Die Jagd nach dem Glück, Einführungsvortrag, Philosophicum, Lech, 2011.

<sup>2</sup> Aristoteles: *Metaphysik*, Rohwolt, Hamburg, 2005, S. 37.

<sup>3</sup> Vgl.: Aristoteles: *Metaphysik*, Rohwolt, Hamburg, 2005, S. 37.

<sup>4</sup> Vgl.: Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, Meiner, Hamburg, 1985.

Wohlgefühls, der besonderen Lustempfindung, sondern gar kein Zustand, vielmehr eine Tätigkeit, nämlich die Entwicklung der Seele, gemäß den höchsten Tugenden, also den Tugenden der Vernunft nach: Weisheit, Klugheit und Auffassungsgabe.<sup>5</sup> Derart ausgezeichnet thront das Glück seit fast zweieinhalbtausend Jahren in schwindelerregenden Höhen, auch außerhalb der Philosophie. Wenig verwunderlich, dass die Wege zu ihm verworren sind, dunkel und gefährlich. Nicht nur wie in der Geschichte des spätrömischen Dichters Apollonius von Amor und der Psyche, in der die wunderschöne Psyche am perfekten Glück scheitert, weil sie die einzige Regel missachtet, die ihr auferlegt wurde, sondern auch heute noch, wenn der moderne Mensch in der Hoffnung sein Glück doch endlich zu finden, mit dem künstlichen Glück der Drogen, sein eigenes Leben aufs Spiel setzt. Der Glückssucher, oder sollte man besser sagen, der Glücksjäger, muss also allerhand Gefahren in Kauf nehmen, wenn er sich aufmacht, eine Beute zu erlegen, die wir weder im Denken noch im Handeln ganz zu begreifen scheinen. Ebenso metaphorisch wie treffend finden sich die wesentlichen Bedeutungsstränge der Jagd nach dem Glück in einem Bild des deutschen Malers Rudolf Henneberg vereinigt: „Auf einer seifenblasenähnlichen Weltkugel schwebt die halb nackte Fortuna, Weib und Glücksversprechen in einem, mit verführerischem Blick über eine brüchige Brücke davon, vergebens und verzweifelt gejagt von einem berittenen Glücksjäger, der mit sehnsüchtig ausgestreckten Händen, hinweg galoppierend über den Leichnam“<sup>6</sup> wohl seiner Frau, und ohne es zu bemerken, bereits selbst in die Fänge des ihn verfolgenden Todes gerät. Den Ausgangspunkt dieser Jagd bildet unzweifelhaft eine Reihe von Eigenschaften, welche die Glücksgöttin Fortuna überhaupt erst zu einem so begehrten Jagdobjekt macht: Es ist „das Versprechen, das in ihrem Besitz liegt, die Flüchtigkeit ihrer Erscheinung und die Schwierigkeit ihrer überhaupt nur ansichtig, geschweige den habhaft zu werden.“<sup>7</sup> Das Bild Henneberg's suggeriert darüber hinaus, dass das Glück, insofern es sich als das Streben nach Reichtum, nach Sexualität und nach Erfolg entpuppt, immer schon das »falsche«<sup>8</sup> Glück ist. „Fortuna lässt sich nicht erhaschen und während der rasende Glücksjäger sich nach der Erfüllung verzehrt, hat er das »wahre« Glück womöglich schon unter sich zertrampelt.“<sup>9</sup> Angesichts der sich aufdrängenden Vorstellungen kann man sich des Eindrucks nur schwer erwehren als würde alles Unglück überhaupt erst mit der Jagd nach dem Glück seinen Anfang nehmen, als müssten wir konstatieren, dass das Glück möglicherweise nur jenen zu Teil wird, die auf dessen Jagd verzichten. Ein solcher Verzicht könnte aber bedeuten, das eigene Lebensglück womöglich dem Zufall zu überlassen oder vielleicht den Göttern, oder gar, was für viele, *horribile dictu*, wohl das Unangenehmste wäre, der Willkür der Anderen. Kein

---

<sup>5</sup> Mit dem Ausdruck ›Vernunft‹ wird in der gegenwärtigen Philosophie zumeist ein komplex von Fähigkeiten des Denkens, Sprechens, Urteilens, Schließens und Verstehens bezeichnet.

<sup>6</sup> Liessmann, Konrad Paul: Die Jagd nach dem Glück, Congressdokumentation *carpe-diem*, Audio-CD, 2011.

<sup>7</sup> a. a. O.

<sup>8</sup> Doppelte Pfeile kennzeichnen Ausdrücke die metaphorisch gebraucht werden.

<sup>9</sup> Liessmann, Konrad Paul: Die Jagd nach dem Glück, Congressdokumentation *carpe-diem*, Audio-CD, 2011.

Wunder also, dass Bücher über das Glück, Ratgeber, die ein glückliches Leben versprechen, Glücksformeln und Glückwünsche allzeit Konjunktur haben.

Doch was hat die Rede vom Glück überhaupt zu bedeuten? Nun: das kommt zunächst darauf an, welchen Standpunkt man einnehmen will. Den »Symposionistinnen« und »Symposionisten« ist ja nicht entgangen, dass hier offensichtlich über ganz unterschiedliche Ausprägungen des Glücks gesprochen wurde. Vom Glück, das der eigenen Anstrengung bedarf ebenso wie vom Glück als Zufallsglück, dem Glück der Drogen oder vom Glück als Glückseligkeit. Ein Gespräch über das Glück wird aber zumeist ganz anders zusammengesetzt sein, je nachdem welchem Glück man sich zuwendet. Weil es in der Philosophie aber nicht selten überaus schwierig ist, den Gegenstandsbereich der Untersuchung auf positive Weise einzugrenzen, so ist es auch hier einfacher, zunächst zu sagen, wovon *nicht* die Rede ist:

Es ist nicht die Rede vom *Zufallsglück* als einem Glück der Mathematiker, der Wahrscheinlichkeits- und Spieltheoretiker, denn das Glück, so könnte man sagen, wird hier als Zufallsvorgang gehandelt. Zufallsvorgänge sind der Wahrscheinlichkeitstheorie nach alle jene Vorgänge, die bei wiederholter Ausführung unter identischen oder doch ähnlichen Voraussetzungen nicht immer zu demselben Ergebnis führen. Solcherlei »Glücksmomente« lassen sich in der Sprache der Mathematik besser beschreiben als in jener der Philosophie. Die Frage, *ob* wir beim Würfelspiel Glück haben werden, oder beim Roulette oder im Lotto, entzieht sich deshalb einer direkten philosophischen Betrachtung. Das gilt natürlich nicht für die Frage, ob uns das Ereignis »Kugel fällt auf Rot« glücklich zu machen vermag, wenn wir unser letztes Geld auf Rot gesetzt haben und ebensowenig für die Frage, ob nicht bei dem, den Fortuna reich beschenkt, das Unglück schon vor der Tür steht. Auch vom *künstlichen Glück* als dem Glück der Drogen ist nicht die Rede, nicht vom *erforschten Glück* als dem Glück der Naturwissenschaft, nicht vom *sozialen Glück* als dem Glück des Staates, nicht vom *Glaubensglück* als dem Glück der Religionen und ebenso wenig vom *profanen Glück* als dem Glück des Volksmundes.<sup>10</sup>

Dementsprechend werden wir uns einzig und allein mit dem Glück des Denkens beschäftigen, das ist, mit dem Glück der Philosophie und der Literatur. Das soll nun freilich nicht heißen, dass man dem Glück nur vermitteltst des Denkens, der philosophischen oder literarischen Kontemplation, habhaft zu werden vermag, was in der Tat einige Philosophen – und womöglich auch einige Literaten – behauptet haben, sondern lediglich, dass wir hier nichts anderes tun als nur über das Glück nachzudenken.

Kehren wir deshalb zu den Anfängen unserer Überlegungen zurück: Wer nach Glück strebt, muss nicht nur bestimmen können, was Glück ist – wie sonst sollte er wissen, wonach er strebt, und ob die Mittel die er hierfür gebraucht auch tauglich sind –, sondern er muss gleichsam auch eine epistemische Schwierigkeit überwinden, die sich am besten in der Frage offenbart: Bin ich jetzt glücklich? Wann weiß man denn, ob man glücklich ist? Oder anders gefragt: Weiß man, dass man glücklich ist, wenn man glücklich ist? Könnte es nicht sein, dass

---

<sup>10</sup> Vgl. Schildhammer, Georg: Glück, Facultas Verlag, Wien, 2009.

das größte Glück unseres Lebens vorüberzieht, ohne dass wir es bemerken? Es liegt nämlich der Verdacht nahe, dass wir das Glück von vornherein falsch bestimmen, als etwas, das dem Leben erst *hinzukommen* muss, ihm sozusagen nicht schon inhärent ist. Ein Moment besonderer Dichte, wenn man so will, etwas, das wir auch als Glück identifizieren, also erkennen können. Was aber, wenn das Glück *kein* solches Moment ist, nichts das aus dem Fluss unseres Lebens herausragt und uns in besonderer Weise beeindruckt, sondern etwas, das dem Leben, wie angesprochen, selbst innewohnt? Dann warten wir vergeblich, obwohl das Gesuchte die ganze Zeit vor unseren Augen liegt. Das eigentlich Tragische an der Sache ist aber nicht die Tatsache, dass wir so am Glück vorübergehen, denn dies ließe sich möglicherweise ändern, sondern die Einsicht, dass sich das inhärente Glück, im Gegensatz wohl zum additiven, also jenem das erst hinzukommen muss, der Erkenntnis prinzipiell entzieht. Schon der Philosoph Thomas Hobbes behauptete nämlich, dass eine unbegrenzt verlängerte Empfindung überhaupt aufhören würde, empfunden zu werden, also gar nicht mehr im Bewusstsein existieren würde, und Moritz Schlick, der Begründer des berühmten Wiener Kreises, schreibt in seinem Hauptwerk, der *Allgemeinen Erkenntnislehre*: „[...] Wenn wir annähmen, ein bestimmter Inhalt sei ohne Aufhören immer in unserem Bewußtsein, wir könnten uns sein Nichtsein gar nicht vorstellen, könnten mithin sein Vorhandensein nicht mit der Vorstellung seines Fehlens vergleichen und von ihr unterscheiden: er bliebe unbemerkt [...].“<sup>11</sup> „Wir könnten es wohl auch so ausdrücken, daß ein unveränderliches beharrendes Sein niemals Bewußtseinsinhalt ist. Ein Bewußtsein, in dem nichts geschieht, wäre ein Bewußtsein ohne Erlebnis, also gar kein Bewußtsein. Bewußtsein setzt Wechsel voraus, Übergang des einen ins andere [...].“<sup>12</sup> Das Glück, das immer da ist, ist also ein Glück, dem wir nie begegnen werden, oder anders gesagt: Wer immer glücklich ist, der ist es nie. Ein Dilemma: Vom inhärenten Glück können wir nichts wissen und vom additiven Glück wissen wir nicht, wie wir von ihm wissen können. Das ist eine erkenntnistheoretische Auffassung vom Glück, die uns leicht ins *Unglück* stürzen könnte. Doch bei genauerer Betrachtung stellt sich womöglich heraus, dass es gerade das Unglück ist, welchem das Glück seine ausgezeichnete Stellung zu verdanken hat. Findet sich doch erst im Unglück jenes diametrale Moment, wodurch der Wechsel der Zustände, der Übergang des einen ins andere, das Bewusstsein von Glück, überhaupt erst anhebt. Ist also das Glück vielleicht nur eine Sache der epistemischen Retrospektive? Können wir sozusagen immer nur im Nachhinein wissen, ob wir zu diesem oder jenem Zeitpunkt glücklich waren, weil wir wissen, dass wir jetzt unglücklich sind?

Ein anderes Problem ist semantischer Natur. Mit den aufgeworfenen Schwierigkeiten und Fragen hängt es aber nichtsdestoweniger zusammen: Was taugt der Glücksbegriff eigentlich? Taugt er überhaupt zur Beschreibung von Wohlfühl- und Zufriedenheitsgefühlen, zur Benennung angenehmer und überraschender Zufälle, zur Formulierung von Lebenszielen und Handlungsmaximen, zur Charakterisierung von ekstatischen Lebensmomenten,

---

<sup>11</sup> Schlick, Moritz: *Allgemeine Erkenntnislehre*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1979, S. 158.

<sup>12</sup> Ebenda.

erfolgreichen Lebensabschnitten oder gar eines ganzen glücklichen Lebens? Was heißt es, von einem geglückten Leben zu sprechen? Eines aber ist gewiss: Wer mehr über das Glück wissen will, der muss versuchen sich vom Glück einen Begriff zu machen. Denn es gilt generell: Man kann sich nicht sinnvollerweise über etwas Gedanken machen oder Argumente prüfen, wenn man sich nicht zunächst einen *Begriff* davon gebildet hat. Das ist ein Postulat der Erkenntnistheorie, das eng mit der Auffassung zusammenhängt, dass Denken und Sprache weithin eine Einheit bilden, dass wir ohne Begriffe nicht denken können. Doch damit stellt sich unweigerlich die Frage nach der Definition des Glücksbegriffs, und das wiederum bedeutet, eine weitreichende Voraussetzung zu akzeptieren – die *klassische Konzeption* von Begriffen. Darunter versteht man die Auffassung, dass sich Begriffe durch *einzelnen notwendigen* und *gemeinsam hinreichenden* Bedingungen charakterisieren lassen – durch reduktive Definition.<sup>13</sup> Diese Auffassung lässt sich bis auf Platon zurückführen.<sup>14</sup> Wesentlich für die klassische Vorstellung von Begriffen ist daher die Idee, dass es komplexe Begriffe gibt, und dass sich ein komplexer Begriff in mehrere einfachere Begriffe auflösen lässt. Doch wie so oft in der Philosophie gerät man schnell in Schwierigkeiten. Ganz abgesehen davon, dass es schwerwiegende allgemeine Einwände gegen die klassische Begriffskonzeption gibt, stellt sich die Frage, ob sich der Glücksbegriff überhaupt reduktiv definieren lässt, oder ob es sich nicht um einen basalen, nicht definierbaren Begriff handelt.<sup>15</sup> Der klassischen Konzeption der Begriffe zufolge sind nämlich nicht alle Begriffe reduktiv definierbar, und zwar deshalb nicht, weil wir nicht über unendlich viele Begriffe verfügen und weil zirkuläre Definitionen formal falsch sind. Das heißt, dass es neben den definierbaren komplexen Begriffen, nicht definierbare basale Begriffe geben muss, die die Basis für die Definition komplexer Begriffe abgeben. Was aber, wenn es sich beim Glücksbegriff um einen solchen basalen, nicht definierbaren Begriff handelt? Könnten wir in einem solchen Fall tatsächlich sinnvoll über das Glück reden oder wäre es nicht vernünftiger ganz zu schweigen? Sicher könnten wir sagen, dass wir ein intuitives Verständnis davon haben, was der Ausdruck ›Glück‹ bedeutet, aber ist die Intuition in einer so wichtigen Sache, wie der des Glücks hinreichend, um uns sicher zu leiten?<sup>16</sup> Gehen wir deshalb zunächst davon aus, *dass* wir uns einen Begriff vom

---

<sup>13</sup> Unter einer *reduktiven Definition* versteht man eine Definition bei der ein komplexer Begriff logisch auf andere (einfachere oder bekannte) Begriffe zurückgeführt wird. Der zu definierende (neue) Begriff heißt *Definiendum*, während das Definiens einen bekannten Ausdruck darstellt, der das Definiendum erklären und seine Bedeutung festlegen soll.

<sup>14</sup> Vgl. Platon: Menon, 71e-75a.

<sup>15</sup> Die allgemeinen Einwände gegen die klassische Begriffskonzeption lassen sich durch folgende Fragen charakterisieren: Sind wirklich alle Begriffe – mit Ausnahme der basalen Begriffe – reduktiv definierbar? Lassen sich überhaupt irgendwelche Begriffe durch Angabe notwendiger und hinreichender Bedingungen charakterisieren? Sind Begriffe tatsächlich so »gebaut«, dass es zumindest für einige Begriffe zwei oder mehrere andere Begriffe gibt, auf die sie sich reduzieren lassen? Oder verfehlt die klassische Konzeption von Begriffen die Natur der Begriffe grundsätzlich?

<sup>16</sup> Unter einer *Intuition* sei nichts anderes verstanden als eine gewisse, nicht weiter begründbare Evidenz von Überzeugungen, die wir in Bezug auf die Beschaffenheit irgendeiner Entität haben.

Glück bilden können. Das liegt insofern nahe, als der Glücksbegriff seit der Antike auf verschiedenste Weisen bestimmt wurde. Auf zwei dieser Bestimmungen werde ich im Folgenden näher eingehen, und zwar deshalb, weil sie auf sehr schöne Weise, die Nähe der Frage nach dem Glück zur Ethik, einer der vier Kerndisziplinen der Philosophie, demonstrieren. Die Rede ist vom *Ethischen Egoismus* einerseits und vom *Utilitarismus*<sup>17</sup> andererseits.

Im Zentrum von Ethischem Egoismus und Utilitarismus stehen die Bestimmung des Glücks als die Maximierung von Lust oder Wohlbefinden. Soll Lust maximiert werden, so spricht man von einer hedonistischen und steht die Maximierung des Wohlbefindens im Vordergrund von einer eudämonistischen Ausprägung der jeweiligen Position. Zunächst zum Egoismus: Einer der bekanntesten Vertreter des Hedonistischen Egoismus ist Epikur. Das höchste Glück sieht Epikur in der Lust. Das größte Übel im Schmerz. Dementsprechend ist der am glücklichsten, der die Lust zu steigern den Schmerz zu vermeiden imstande ist.<sup>18</sup> Aristoteles wiederum steht, wie kaum ein anderer, für den Eudämonistischen Egoismus. Für ihn besteht das Glück im Wesentlichen nicht in der kurzfristigen Maximierung von Lust, obwohl er dies nicht ganz ausschließt, wofür ihn Kant in der Kritik der praktischen Vernunft auch scharf kritisiert, sondern in einer andauernden, die Spanne des ganzen Lebens übergreifenden, Entwicklung der Seele, durch die Tugenden der Vernunft. Doch es stellt sich, ungeachtet der philosophiehistorischen Zusammenhänge und der systematischen Unterschiede von Hedonismus und Eudämonismus, die Frage, ob das Streben nach Glück in einem radikal egoistischen Programm überhaupt sinnvoll durchführbar ist. Impliziert das eigene Glück nicht notwendigerweise, das Unglück des Anderen? Und wird Glück nicht so zum Privileg von wenigen? Dass diese Fragen nicht von der Hand zu weisen sind, dass wir uns mit ihnen zu beschäftigen hätten, wollten wir eine Glückstheorie entwerfen, die über eine subjektivistische Sicht der Dinge hinausgeht, zeigt der Utilitarismus. Obwohl auch im Utilitarismus die Maximierung von Lust bzw. Wohlbefinden im Mittelpunkt steht, ist dennoch klar, dass das Konzept vom individuellen Glück scheitern muss. Der Unterschied zwischen Ethischem Egoismus und Utilitarismus besteht daher im Wesentlichen in der Anzahl der Adressaten, die mit Glück bedacht werden sollen. In jenem steht das Einzelindividuum im Mittelpunkt und somit das Glück für alle, in diesem, die Mehrheit der Individuen und somit das Glück der Meisten. Treffend hat der Philosoph Jon Stuart Mill das Endziel des utilitaristischen Glücksstrebens formuliert: das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl! Der Weisheit letzter »Glücksschluss«? Wohl kaum. Muss dieses Ziel nicht schon aus rein mathematischen Gründen verfehlt werden, wenn beides zugleich angestrebt wird? Ist es nicht so, dass die maximale Größe des Glücks nur dann erreicht werden kann, wenn die maximale Größe der Empfänger abnimmt?

---

<sup>17</sup> Der Utilitarismus wird auch als Sozialeudämonismus oder Wohlfahrtsethik bezeichnet.

<sup>18</sup> Vgl. Epikur: Philosophie des Glücks, dtv, München, 2006.

Angesichts der Unwägbarkeiten, die das Glück allem Anschein nach bereithält, ist es nicht verwunderlich, dass einige Philosophen, wie etwa Arthur Schopenhauer, das Glück als Handlungsmaxime und oberstes Gut des Lebens ganz verworfen haben. Bei Schopenhauer findet sich gleichsam auch eine vernünftige Begründung dafür dem Glück abzusagen: Die Summe des möglichen Unglücks, in einem jeden menschlichen Leben, ist für Schopenhauer in jedem Fall größer als die Summe des möglichen Glücks und alleine schon deshalb, ist das Streben nach einem glücklichen Leben absurd, muss es doch über weite Strecken notwendigerweise unglücklich sein. Wenn aber das Glück dennoch zum einzigen Ziel und Maßstab des Lebens geworden ist – und unsere moderne Lebensführung lässt durchaus, obzwar nicht logisch gültig aber immerhin aposteriori, darauf schließen –, dann bleibt kein Platz mehr für das Unglück. Positives Denken wird fast kultmäßig gepriesen und wer nicht glücklich ist, der ist selber Schuld; der hat ganz offensichtlich etwas falsch gemacht. Dies ist jedenfalls der Befund einer Industrie von Glücksmachern, die den Verlorenen zu Hilfe eilt und mit banalen Glückskonzepten eines dilettantisch interpretierten Konstruktivismus schnelle Heilung verspricht. Das es im Leben der Menschen aber auch um etwas anderes „als um Glück gehen kann, das Dinge zu tun sind, die nicht unbedingt gleich glücklich machen, dass es Phasen der Trauer, Enttäuschung und Verzweiflung nicht nur geben kann, sondern dass diese zum Leben selbst gehören, ist dem Bewusstsein offensichtlich fremd geworden, dass ständig mit dauerlachenden, strahlenden und positiv gestimmten Bildern von Glücksmenschen versorgt wird.“<sup>19</sup> Eines aber scheint trotz der vielfältigen Fragen und Probleme klar zu sein: Nur Glück zu haben ist für ein glückliches Leben zu wenig. Für den Philosophen Konrad Paul Liessmann steht außer Streit, dass es neben subjektiven Glücksindikatoren jedenfalls objektive Indikatoren gibt, die zu einem glücklichen Leben beitragen. Dazu gehört eine befriedigende Arbeit, soziale Anerkennung, befriedigende soziale und erotische Beziehungen, die Möglichkeit der Partizipation am gesellschaftlichen und kulturellen Leben und eine saubere Umwelt ebenso, wie ein funktionierendes Gesundheitssystem. Das garantiert zwar kein Glück, macht das Leben aber leichter. Vielleicht muss man sich überhaupt die Frage stellen, ob die Rede vom glücklichen Leben nicht zu kurz greift, und ob es nicht vernünftiger wäre, vom *guten Leben* zu reden. In einem solchen Leben ist das Glück zwar von Bedeutung, nimmt aber nicht den ganzen Raum ein und lässt so Platz für die vielen anderen Momente, die das Leben modellieren, und die mit Glück im herkömmlichen Sinn wohl wenig zu tun haben.

---

<sup>19</sup> Liessmann, Konrad Paul: Die Jagd nach dem Glück, Congressdokumentation carpe-diem, Audio-CD, 2011.



Dem Mythos nach soll Buddha einen See voller Tränen vergossen haben, als er sah, dass alle Menschen nach Glück streben und dass sie alle, um es zu erreichen, das falsche taten. Was aber ist das Richtige? Darüber zu urteilen ist schwer. Die Philosophen wollen dennoch den Versuch einer Antwort wagen, sind sie doch daran interessiert, ein Gesamtbild von allem überhaupt und dem Menschen darin hervorzubringen.

Auf eines aber sei zum Abschluss noch hingewiesen, sozusagen als Warnung an die Glückssucher: Die philosophische Beschäftigung mit dem Glück macht nicht notwendigerweise glücklich. Im Gegenteil, es kommt bisweilen sogar vor, dass sie unglücklich macht. Philosophie ist sicher vieles, eines aber ist sie sicher nicht: ein schneller Weg zum Glück. Wer aber die Mühen und die Anstrengung philosophischer Kontemplation dennoch auf sich nimmt, dem wird sich zweifellos ein ganz erstaunlicher Blick auf die Welt eröffnen und möglicherweise ist dies dann Glück.